

FährFrauen

Tod und Abschied im Lebensfluss

<FährFrauenPost>

Sommer 2023

Gefühlswelten Alltagsgeschehen Denkanstösse Kulturkontakte

Nummer 61 Kulturimpulse aus dem FährFrauen Netzwerk 24hRuf 044 865 47 44

FährFrauen Büro Postgasse 14 8427 Rorbas info@faehrfrauen.ch www.faehrfrauen.ch



Die Stille singt und ganz rein wird die Nacht.
Und Himmel und Welt sind als Ganzes gedacht.

Silja Walter

Editorial

Liebe Leserinnen und Leser

Sie sind in aller Munde, die zwei Buchstaben, welche bis vor ein paar Monaten wohl nur den wenigsten etwas sagten: «KI». Was genau sich hinter der «Künstlichen Intelligenz» verbirgt, ist schwer abzuschätzen. Wohin die Reise geht, wenn Maschinen anfangen, sich zu verselbstständigen und unseren Alltag mehr und mehr zu beeinflussen, ist noch weit weniger absehbar. Nur, dass sich dieser Prozess kaum noch aufhalten lässt, scheint einigermassen klar zu sein. Ich weiss nicht, wie es Ihnen geht, aber ich finde es «spooky». In meinen Ohren klingt das nach Gruselkabinett, nach jenen Schauer geschichten, die man sich in gewissen Kreisen während des Viktorianischen Zeitalters gerne ausgedacht hat, um sich wonniglich zu fürchten – «Frankenstein» zum Beispiel.

Während das Schicksal von Frankensteins Monster bekannt ist, ist die Geschichte der Künstlichen Intelligenz, welche nun zur Realität geworden ist, noch lange nicht zu Ende geschrieben. Auch wenn ich kaum weiss, wie ich dem allem begegnen soll – was kann man denn schon gegen Roboterhunde einwenden, die in Kriegsgebieten die Minenfelder räumen? –, so besinne ich mich doch wieder ganz bewusst auf das, was mich als Mensch ausmacht. Ganz analog. Ohne mich deshalb gegen alles Digitale zu verwahren. Ich kenne und schätze die Vorzüge des «World Wide Netz'» und der flinken Kommunikation über Handy, E-Mail und Co. Als Filme-Liebhaberin (auch Filme erzählen Geschichten) möchte ich die Replay-Funktion am TV nicht missen. Erinnern Sie sich noch an das Auswahlprogramm von sechs Sendern, die alle um Mitternacht in die Sendepause gehen?

In dieser <FährFrauenPost> spüre ich unseren Ursprüngen als moderne Menschen nach und der Geschichte unserer Geschichten, die uns vielleicht tatsächlich schon seit über 100'000 Jahren begleiten. Es ist dabei viel von Magie die Rede. Und von Verbundenheit. Die «MI», die «Magische Intelligenz», ist zurzeit die einzige Antwort, die ich auf das aktuelle Weltgeschehen habe. Wobei mir das Wort «Intelligenz» in Zusammenhang mit Magie völlig fehl am Platz erscheint. Magie ist etwas anderes, etwas Umfassenderes – und ich wage zu behaupten, sie ist uns in den tieferen Schichten unseres Seins mindestens so vertraut wie das Erzählen von Geschichten. Eben weil wir Menschen sind.

Vielleicht mögen Sie mich auf diesem Streifzug durch die Zeiten entlang der mündlichen Überlieferung begleiten. Ich lade Sie herzlich dazu ein!

Evelyn Hartmann, FährFrau

Impressum <FährFrauenPost>

Die <FährFrauenPost> ist kein klassischer Newsletter und verfolgt keinen Werbezweck. Wir verstehen sie als kulturellen Beitrag der FährFrauen zu einem zyklischen Lebensverständnis. Im Sterben sehen wir einen Spiegel zur Geburt und ermutigen dazu, sich im Alltag wieder vermehrt mit Abschied, Tod und Trauer vertraut zu machen.

Wir freuen uns über freie Beiträge an die Kosten. IBAN CH39 0900 0000 8772 7122 7 bei der PostFinance. Für Überweisungen aus dem Ausland: BIC POFICHBEXXX, PostFinance AG, CH-3030 Bern, Verein FährFrauen, Postgasse 14, CH-8427 Rorbas.

Am Anfang war Verbundenheit

Von der Geschichte mündlich überlieferter Geschichten

Von Zeit zu Zeit werde ich in meiner Eigenschaft als Erzählerin gefragt, ob ich meine Geschichten nicht aufzeichnen und eine CD herausgeben mag, damit man sie jederzeit auch bei sich zu Hause hören kann. Zwar freue ich mich immer riesig, wenn andere sich für «meine» Märchen und Mythen begeistern, aber da winke ich dann doch jedes Mal dankend ab. Ist es nicht gerade das Wesentliche jener Stoffe, die der sogenannten mündlichen Überlieferung entstammen, dass sie innerhalb der direkten Begegnung, innerhalb der gelebten Beziehung, innerhalb von Gemeinschaft erlebt und erfahren werden? Ich möchte keine Spielverderberin sein, aber meiner Erfahrung nach entfalten Märchen ihre wirkungsvolle Magie vor allem da, wo sie in die sinnliche Erfahrbarkeit des gemeinsamen Erlebens zurück-

verortet werden. Und das kommt nicht von ungefähr. Letztlich sagen sie viel über uns selber aus, über uns in unserem Menschsein – ganz unabhängig davon, ob wir nun ein Ohr für Geschichten haben oder nicht.

Auch ich bin mit der Idee aufgewachsen, dass alles, was vor dem Aufkommen der Schrift war, im Dunkel der Geschichtslosigkeit versinkt, da man darüber angeblich nichts wissen könne. Aber gerade das, was vor den alten Römern und vor den alten Griechen war, hätte mich brennend interessiert. Gerade deshalb bin ich froh zu sehen, dass in Bezug auf das, was so lange als "Vor-Geschichte" abgewertet wurde, allmählich ein Umdenken stattzufinden scheint. Tatsächlich ist es mit den Technologien von heute eher möglich, Erkenntnisse über längst Vergangenes zu gewinnen. Und da stimmt nun vieles erstaunlich genau mit dem überein, was

Das Märchen hat einen besonderen Charakter. Immer wieder erlebe ich, wie aus einer Gemeinschaft von Erzählenden und Zuhörenden ein durch und durch magischer Raum entsteht. Plötzlich sind alle an diesem Ort, an welchem das Märchen seine ganze Wirkkraft entfaltet – und das wundersame Abenteuer der Geschichte wird zur gemeinsam erlebten Wirklichkeit. Es ist, als würden wir um ein Feuer sitzen, das uns in seinen Bann zieht. Ein Zauber, den ich just vor ein paar Tagen besonders eindrücklich erfahren durfte. Ich bin neu in diesem Kreis. Auch die anderen Frauen kennen sich nicht alle. Doch eine Aufwärmphase brauchen wir kaum. Wir alle sind Erzählerinnen. Die Märchen weben Teppiche, in die wir längst verwoben sind. Ein gemeinsamer Boden, der trägt. Verbindet. Darum geht es ja überhaupt – um das Verbindende, da sind wir uns einig. Nach einem Spaziergang durch den Wald tauschen wir uns an einer reich gedeckten Tafel über tiefe Lebensthemen aus, hören immer wieder Geschichten. Auch die schwerhörige alte Katze sitzt mit uns am Tisch. Mehr als einmal schaut der Tod in unseren Gesprächen vorbei. Es ist ein freundlicher Tod – trotz allem. Derweil trägt eine blutjunge Frau, die Tochter der Gastgeberin, einen frisch geschlüpften Schmetterling um den anderen in den Garten. Als wir schliesslich spät an diesem Abend aufbrechen, sind wir an Körper, Geist und Seele wohl genährt. Und fast, als wollte er uns segnen, giesst der sich rundende Mond sein geheimnisvolles Licht über uns aus.

die Mythen, Märchen und Legenden – im Ganzen besehen – schon «seit immer» sagen. Die mündliche Tradierung als historische Quelle erfährt damit eine gewisse Rehabilitierung. Zudem fordern im Zuge ihrer Emanzipation indigene Forscherinnen und Forscher vielerorts das Recht ein, ihre eigene Geschichte «auf ihre eigene Weise» zu erzählen – und das sind in der Regel mündliche Formen.

Ein Beispiel unter vielen, das zeigt, dass in manchen Legenden ein Fünkchen Wahrheit steckt, finden wir in Grossbritannien, wo ein Forscher-Team unlängst nachweisen konnte, dass die Blausteine von Stonehenge, die den inneren Kreis der Anlage bilden, ursprünglich in Wales gestanden haben und von dort über 250 km nach Süd-England verrückt wurden. Genau davon berichtet die Merlin-Saga: Der «Tanz der Giganten», so nannte Geoffrey Monmouth den Steinkreis in seiner Niederschrift der höfischen Artussage im 12. Jahrhundert, sei von Zauberer Merlin gestohlen worden, um ihn in der Salisbury Plain für die Toten der Schlacht wieder aufzubauen und die Wunden zu heilen. Das stimmt zwar so nicht ganz – der Steinkreis wurde nicht gestohlen, sondern von den Menschen, die ihn zunächst in Waun Maw errichtet hatten, mitgebracht, wie die archäologischen Untersuchungen ergaben. Aber das mit den Toten kommt hin – wenn es sich denn auch nicht um Gefallene einer Schlacht gehandelt haben wird. Die Menhire repräsentierten die Ahnen und tatsächlich haben die jungsteinzeitlichen Menschen ihre Verstorbenen in deren Obhut bestattet. Wahrscheinlich mit dem Gedanken, dass sie einmal wiederkehren mögen – ist doch die gesamte Anlage auf die Sonnwenden ausgerichtet und damit auf die Erneuerung des Lichts zu Mittwinter. Auch das mag «heilen» bedeuten. Jetzt liegen zwischen dem Umzug der Megalithen nach Stonehenge und der Niederschrift der Merlin-Saga beachtliche rund 6'000 Jahre – so lange hat sich etwas von dem damaligen Geschehen allein durch die mündliche Weitergabe erhalten!

Wie gesagt, pflege ich als Erzählerin ganz bewusst einen sinnlichen, oft intuitiven Umgang mit mündlich überlieferten Stoffen. Zum einen, weil sie ja so gemeint sind und sich ihr tieferer Sinn vor allem dadurch erfüllt, dass wir sie von Herz zu Herz mit andern teilen. Zum anderen ergibt sich beim Eintauchen in diese reiche Bilderwelt, welche sich überhaupt erst wegen ihrer bildlichen Merkmuster für die Weitergabe ohne Verschriftung eignet, vieles von selbst. Diese Erfahrung kennen auch andere Erzählende – es fühlt sich dann einfach nicht stimmig an, wenn etwas zu arg durcheinandergeraten ist. Trotzdem möchte ich meine Beschäftigung mit der Erzählforschung nicht missen, denn sie hilft mir ungemein dabei, die Bild- und Symbolsprache der Märchen und Mythen im Kontext ihres jeweiligen kulturgeschichtlichen Umfelds besser lesen zu können. Immerhin haben sie eine weite Reise hinter sich und wurden je nach Wind, der gerade wehte, fleissig umgestaltet, umgedeutet und neu interpretiert. Dabei sind mitunter recht krude Gebilde entstanden.

Die gute Nachricht ist, dass sich das Mündliche in seinem Kern, wie wir am Beispiel der Merlin-Saga gesehen haben, als erstaunlich zäh erweist. Und das hat etwas mit uns als Spezies zu tun. In den inneren Strukturen des modernen Menschen haben sich viele Elemente

erhalten, die sich vor Zehntausenden von Jahren entwickelten, weil sie für das Leben in der Steinzeit entscheidend waren. Das heisst, wir tragen etwas von dem, was uns zu solchen gemacht hat, die sich Geschichten erzählen, noch heute in uns. Das Zauberwort heisst «Verbundenheit». Von unserem Wesen her sind wir durch und durch auf Gemeinschaft ausgelegt, auf Kooperation – und das nicht nur innerhalb der Gruppe, die über weite Strecken die einzige Versicherung war, die es für unser Überleben gab, sondern auch in Bezug auf die ganze uns umgebende Natur. Die Menschen von damals haben sich in ihrem Denken noch lange nicht aus ihr herausgelöst. Diese künstliche Trennung zwischen Mensch und Natur ist eine Erscheinung der westlichen Hemisphäre und geschichtlich betrachtet sehr jung. Ich persönlich halte sie für eine höchst ungesunde Abspaltung, die letztlich zu genau jenem ausbeuterischen Umgang mit unseren Ressourcen führt, der inzwischen die Existenzgrundlage so vieler Menschen und Arten bedroht. Dahingegen lebten unsere Vorfahren offensichtlich in grosser Verbundenheit mit dem gesamten Mikro- und Makrokosmos, in den sie eingebettet waren. Davon sprechen jedenfalls die Zeugnisse, die sie in Form von Höhlenmalereien, Grablegungen und unzähligen kulturellen Objekten hinterlassen haben. Ehrlich gesagt, erstaunt es mich nicht: Ist es nicht die Erde selbst, die in ihren zyklischen Prozessen von Wachsen, Reifen, Vergehen und Wiederkehren alles Leben hervorbringt und so zu Mutter Erde wird? Und wenn ich mich als Tochter von Mutter Erde erlebe, bin ich dann nicht ganz natürlich mit allen anderen Lebewesen verwandt?

Seit ich mich erinnern kann, queren Bären, vor allem Bärinnen, meine Träume und hinterlassenen Spuren in mir, die leise mitschwingen, wenn ich der weitverzweigten, mythologischen Verwandtschaft zwischen Mensch und Bär begegne. Die Übergänge sind da allgemein so fließend wie in manchen Bildern aus altsteinzeitlichen Höhlen – regelmässig vermischen sie sich, Mensch und Tier, zu eigentümlichen Kreaturen, gehen ineinander über und auseinander hervor, sind eins, nicht zwei, um dann abermals die Gestalten zu wechseln. Jetzt stehe ich im Historischen Museum in Bern und betrachte vor mir in einer Vitrine die «Dea Artio». Viel ist über die «Bäregöttin» aus keltisch-römischer Epoche nicht bekannt. Die Figuren müssen für sich selber sprechen: Eine riesige Bäarin steht einer sitzenden Frau gegenüber. Diese trägt in ihrem Schooss ein Füllhorn und wird daher als «Vegetationsgöttin» interpretiert. Vielleicht ist sie die Bäarin. Oder die Bäarin ist sie. Von der Komposition her muss man es fast annehmen. Ich weiss, dass die Bäarin in mutterrechtlichen Gesellschaften von grosser Bedeutung war. Aber warum? In Stille frage ich in die Vitrine hinein: Wer bist du? Natürlich erwarte ich keine Antwort. Gerne hätte ich mich mit jemandem ausgetauscht, doch an diesem Tag hat keine meiner Berner Freundinnen eine freie Stunde, um mit mir auf einen Kaffee zu gehen. Also spaziere ich nach meinem Besuch im Museum in Richtung Bärenpark und halte nach den Braunen Ausschau. Es dauert nicht lange, da taucht die Bäarin mit ihren zwei fast schon ausgewachsenen Töchtern auf und legt sich, nicht weit von mir, auf den Rücken, um sie – eines der letzten Male wohl – zu stillen. Die drei nehmen sich Zeit. Immer wieder lieblosen sie einander, spielen, tollen herum. In Anbetracht ihrer riesigen Tatzen und ungeheuren Kräfte wundersam sanft. Während ich dieses Treiben, das gar nicht mehr aufhören will, aufmerksam begleite, lösen sich meine Fragen auf. Ich fühle die Antwort. Und mehr brauche ich nicht zu wissen. Auch nicht, ob hier «Magie» im Spiel ist oder nicht ...

Genau das schimmert durch sämtliche älteren mündlichen Stoffe hindurch. Es ist ein faszinierend integriertes Universum, das mir da begegnet: Von der kleinsten Ameise bis zum grössten Berg sind Pflanzen, Tiere, Menschen, Wesen und Gestirne in wunderbarer Selbstverständlichkeit beseelt und befinden sich in ständigem Dialog miteinander. Das spricht von einem zutiefst magischen Weltbild, das nichts mit Naivität oder Rückständigkeit zu tun hat, sondern mit unseren urmenschlichen Bedürfnissen: Es ist darin nichts anderes als «artgerecht». Diese Veranlagung, die Welt als beseeltes Ganzes zu erfahren, von dem wir selbst ein Teil sind und das gleichsam Teil ist von uns, hat für das physische und psychische Überleben moderner Menschen einmal viel Sinn ergeben. Denn in einer Welt, in der alles mit allem verbunden ist, kann auch alles aufeinander einwirken. Und das bedeutet für uns als Menschen, dass wir – trotz unserer Abhängigkeit, trotz unserer Verletzlichkeit, die wir als sozial Lebende in hohem Masse haben – nicht einfach hilflos sind. Vielleicht ist es tatsächlich genau diese Anlage, die uns zu spirituell begabten Wesen macht, jetzt mal völlig unabhängig davon, was wir heutzutage damit anfangen mögen oder auch nicht.

Ich gehe davon aus, dass sich die mündliche Kultur entgegen allen Ausmerzungsversuchen und ungeachtet des späteren Aufkommens von Schrift und Buchdruck so hartnäckig halten konnte, weil sie letztlich in jenem organischen Sein wurzelt, in welchem wir mit der alten Magie der Allverbundenheit ganz natürlich vertraut sind oder vertraut waren. Hier geht es um eine Welt, die heil und heilig ist: eben weil sie ohne künstlich erschaffene Trennungen auskommt. Es gibt sie noch nicht, die Trennung zwischen Mensch und Natur, die Trennung zwischen sakral (heilig) und profan (weltlich), die Trennung zwischen einzelnen Gruppen, welche durch die Instrumentalisierung der Macht, der Wertungen und Privilegien schliesslich zu Hierarchien und sozialer Ungleichheit führt. Klingt nach Paradies? Vielleicht. Es geht mir keineswegs darum, die ferne Vergangenheit zu romantisieren. Herausforderungen wird es zu jeder Zeit unserer Geschichte reichlich gegeben haben, als wir in kleinen Gruppen den Rentierherden durch die eiszeitlichen Steppen folgten, genauso wie da, als wir mit der Entwicklung des Ackerbaus allmählich sesshaft wurden und in der Folge komplexere matriachale Gesellschaftsstrukturen ausbildeten.

Vieles deutet darauf hin, dass es sich bei den matriarchalen Kulturen der Vergangenheit – so verschieden diese gewesen sein mögen – im Wesentlichen um Ausgleichsgesellschaften handelt, die durch ihre Strukturen eine möglichst stabile Balance anstreben: und zwar sowohl zwischen den Geschlechtern als auch zwischen den Generationen sowie zwischen Mensch und Natur. Dies konnten insbesondere feministische Wissenschaftlerinnen, die eng mit Indigenen aus heute noch mutterrechtlich organisierten Völkern zusammenarbeiten, zeigen. Anhäufung von Besitz, soziale Ungleichheit und Ausbildung von Hierarchien werden bewusst vermieden. Ohne hier näher darauf einzugehen: Anfang der 1990er-Jahre folgte das Marktwesen in den Händen der zapotekischen Frauen der mexikanischen Stadt Juchitán noch immer den fein austarierten Regeln der Güterumverteilung durch gemeinsame Feste, die darüber hinaus der Stärkung der Gemeinschaft und der Feier der Lebensfreude dienten.

Wenn ich in diesen matriarchalen Zeitschichten der Mythen lese – und das setzt wie in der Archäologie voraus, dass ich die späteren patriarchalen Schichten, die oben drauf liegen, zunächst vorsichtig wegpinsle –, stosse ich auf ein Welt- und Menschenbild, aus welchem nach wie vor die magische Verbundenheit von allem mit allem spricht.

Immer und immer geht es um Verbindung und die grösstmögliche Integrität aller Wesen, und das über den Tod hinaus. Sicher ist es kein Zufall, dass es in Märchen und Mythen nur so von Motiven der «parthenogenetischen Empfängnis» wimmelt. Reihenweise werden Frauen schwanger, einfach weil sie besondere Blumen essen, in speziellen Teichen baden oder über ausgewiesene Steine rutschen. Und das macht, wenn wir diese Motive wieder in ihre ursprüngliche matriarchale Zeitschicht zurückverorten, durchaus Sinn. Denn hier sind allein die Frauen dafür zuständig, die Ahnenseelen aus der Anderswelt in die Körperlichkeit des irdischen Daseins zurückzuführen. Gemäss diesem Weltbild handelt es sich dabei um ein magisches Geschehen, bei welchem die Zeugung auf biologischer Ebene kaum einen Einfluss hat – was die Bedeutung der Männer deshalb nicht mindert und sie auch in ihrer Würde nicht herabsetzt. Sie haben ihre eigenen Aufgaben. Die Geschlechterkonkurrenz ist letztlich ein Konstrukt jüngerer Zeit, das allzu leicht in unsere Vergangenheit zurückprojiziert wird. In mutterrechtlich geprägten Kulturen gibt es die Vaterschaft in der Form, wie wir sie kennen, nicht – nicht etwa, weil sie unbekannt wäre, sondern weil sie in einem gesellschaftlichen Gefüge, das sich verwandtschaftlich und auf allen anderen Ebenen über die Mutterlinie ordnet, keine Rolle spielt. Sprachlich können wir noch immer Hinweise auf diese hier längst untergegangene Welt entdecken. Die Bezeichnung für den «Mutterbruder», der innerhalb der mütterlichen Sippe als männliche Bezugsperson von so grosser Bedeutung war, hat sich erhalten – es ist der «Oheim». Und im Wort «Enkelin», «Enkel» klingt derweil noch unser alter Wiedergeburt- und Ahnenglaube nach, denn es bedeutet nichts anderes als «kleine Ahne», «kleiner Ahn».

Gegen Ende meiner Ausbildung zur Erzählerin wähle ich einen Künstlerinnennamen. Dorastochter – nach meiner Mutter, die Dora heisst. Es fühlt sich gut an: Dorastochter erzählt ... Ich brauche nichts Neues zu erfinden. Und ich habe das Glück, dass ich sowohl zu meiner Mutter als auch zu meinem Vater eine liebevolle Beziehung habe. Ganz «nebenbei» macht dieser Name meine Mutterlinie greifbar. Evelyn Dorastochter. Dora Rosetestochter. Rosette Mariestochter und so weiter. Eine ganze Ahnenreihe. Immer entlang der Lebenslinie. Sofort bin ich eingebunden, bin Tochter einer Mutter. Hartmann heisse ich einfach. Dorastochter bin ich. Anfänglich erstaunt es mich, was das Tragen meines «Mutternamens» in mir bewirkt. Da ist Kraft drin. Er sagt, ich bin geboren. Ich bin da. Das mag vielen selbstverständlich sein. Mir persönlich war es das die längste Zeit nicht. Mir hilft er, mich mit meinem durchlässigen, mäandrierenden Bewusstsein zu orientieren, mich stärker in meiner hiesigen Präsenz zu verwurzeln. Er verortet mich sehr konkret im Leben. Damit will ich nicht sagen, es sollen sich fortan alle nach ihren Müttern nennen – das muss sich schon stimmig anfühlen. Aber die Fantasie zu haben, wie es wäre, wenn ... die erlaube ich mir schon. Unweigerlich erinnere ich mich an einen Berliner Beamten, der auf dem Einwohnermeldeamt mit meinen Papieren hantierte. Er fragte nach meinem Geburtsort: «Und kommen Sie mir jetzt ja nicht mit dem Schweizer Heimatort! Heiraten Sie, kriegen Sie einen andern, werden sie adoptiert, kriegen Sie einen andern – geboren werden Sie hingegen nur einmal und an genau einem Ort. Kann sich der ändern? – Nein! Sehen Sie!» Wäre es mit den Namen nicht dasselbe, würden wir sie durch Geburt von unseren Müttern erben?

In allen Teilen der Welt sind matriachale Kulturen durch patriarchale Völker stark unter Druck geraten. Auch von dieser Geschichte erzählen die Geschichten. Soweit ich es übersehen kann, ist die Frage, wie es zur Herausbildung von Herrschaftsgesellschaften, sprich patriarchalen Gesellschaften, kommen konnte, eine höchst komplexe Angelegenheit. Allein durch Einzelphänomene wie der Sesshaftigkeit, des Waffengebrauchs oder der Entdeckung der biologischen Vaterschaft lässt sie sich nicht erklären. Bis sich Herrschaftssysteme langfristig in einem organisierten Staat mit struktureller Gewalt, das heisst Polizeiwesen, Militär, Verwaltung, Gesetzen und vor allem einer herrschenden Elite, etablieren konnten, wird es ein weiter Weg gewesen sein – eben auch, weil dieses neue Paradigma unseren artspezifischen Bedürfnissen grundsätzlich widerspricht.

«Da hast du ein schönes Hobby!», höre ich manchmal. Ich weiss, es ist gut gemeint, aber so richtig freuen tut mich das nicht. Natürlich verdiene ich als Erzählerin, wie all die armen Holzsammler und verwitweten Mütter, welche in den Märchen anzutreffen sind, nicht so viel, dass ich davon leben könnte. Trotzdem ist es mein Beruf. Einer meiner Berufe. Und nicht etwas, das ich tue, um meine «Freizeit» zu gestalten. Ich wusste lange nicht, wohin mit meinen Talenten. Zum einen, weil ich noch nicht erkennen konnte, wo sie Sinn ergeben, zum anderen, weil ich zu sehr damit beschäftigt war, möglichst «gut» mitzuhalten in dieser mir eigentümlich erscheinenden Welt. Die Frage, warum wir die Zeit aufspalten, beschäftigte mich: Zeit, in der wir arbeiten, Zeit, in der wir leben, Freizeit. Ist es nicht einfach Lebenszeit? Die Frage, warum sich manche Begabungen in Geld ummünzen lassen und andere nicht, gesellte sich dazu. Auch da, wo ich beruflich einigermaßen erfolgreich war, fühlte ich mich oft seltsam fehl am Platz. Erst als ich aufhörte, einzelnen vorgegebenen Kategorien hinterherzurennen, und dazu überging, mich einfach zu leben, mit allem, was zu mir gehört, löste sich mein Dilemma auf. Es bedeutete zwar, zwischen mehreren Welten hin und her zu gehen – doch gerade das ist mir noch nie sonderlich schwer gefallen. Endlich konnte ich mich schenken. Alle meine Begabungen leben. Und siehe da: Mit einem Mal kamen meine Berufe wie von selber auf mich zu. Ein jeder, als wäre er mir auf den Leib geschneidert. Und alles fügt sich zu einem Ganzen.

Während die längste Zeit «Verbindung» das Zauberwort war, ist es neu das «Teilen», das «Trennen» und «Abspalten», das den Ton angibt: «Divide et impera!», dieses Sprichwort aus dem Lateinischen, «teile und herrsche!» wird manchen geläufig sein. Es wiederholt sich nur geringfügig verändert im monotheistischen Ausspruch: «Macht euch die Erde untertan!» Mit Mutter Erde in ihrer sinnlichen, irdischen «Göttlichkeit» und ihren zahllosen Gesichtern lässt sich der Herrschaftsanspruch einiger weniger, die sich über die vielen erheben, die nun nach Belieben ausgebeutet werden, nicht rechtfertigen. Entsprechend wurden die matriachalen Mythen mit hohem Aufwand umgedeutet und umgeschrieben, bis sie schliesslich die neue patriarchale Ordnung abbildeten.

In den Märchen können wir es an den «funktionslosen Figuren» erkennen, deren einzige Aufgabe es ist, die Eigenständigkeit der weiblichen Figuren einzuschränken. Sie sind in der Regel Väter oder Ehemänner, die für die übrige Handlung völlig bedeutungslos sind. In den Mythen nehmen die «Kopf-Geburten» zu und die einstmals so hoch verehrten, aus sich selbst heraus das Leben schöpfenden Ahnfrauen, die nichts anderes als die direkte Verkörperung von Mutter Erde waren, geistern seit da vergleichsweise kraftlos durch die diversen, aber immer fernen Götterhimmel.

Trotz allem hat die grosse Ahnfrau Europas, «Frau Holle», welche die meisten hauptsächlich aus der Grimm'schen Version kennen werden, die Zeiten überdauert. Ihre Bedeutung muss enorm gewesen sein, denn von ihr hat sich ein ganzer Mythenzyklus erhalten – nicht ganz ohne Sprünge und Absplitterungen, doch es ist gut erkennbar, dass ihre Kultur noch bis ins 18. und 19. Jahrhundert hinein, rund um den heiligen Jahreskreis, lebendig war. So lange nämlich wurden ihre Geschichten mündlich überliefert. Vieles deutet darauf hin, dass Frau Holle in unseren Breitengraden über mindestens 5'000 Jahre hinweg verehrt wurde. Sie hat die alte Magie und das Wissen um die tiefe Bedeutung der Verbundenheit nie vollständig eingebüsst. Vielleicht lassen wir uns von ihr, die als Hüterin der Lebensgesetze jene Nachhaltigkeit garantiert, die uns – jenseits des aktuell grassierenden Ressourcenverschleisses – nährt und trägt, wieder inspirieren und begleiten. Vielleicht lösen wir die krankmachenden Trennungen, die wir wahrscheinlich alle in den verschiedensten Formen erfahren und über viele Generationen hinweg schmerzhaft verinnerlicht haben, allmählich wieder auf. Vielleicht erlauben wir uns, wieder Teil zu sein von ihrem magischen Kosmos und «die Wunden der Schlacht zu heilen». Denn am Ende brauchen wir, um uns sicher und aufgehoben zu fühlen, doch nichts so sehr wie die tiefe Gewissheit, in eine funktionierende Menschengruppe und eine beseelte Welt eingebunden zu sein. Darüber hilft kein noch so verlockender Individualismus hinweg. Natürlich müssen wir deswegen jetzt keine steinzeitliche Lebensweise anstreben. Aber wenn wir unsere urmenschlichen Bedürfnisse kennen, können wir der Vereinzelung, in die wir geraten sind, entgegenwirken und ganz bewusst wieder in Verbindung gehen.

Wenn wir Erzählerinnen und Erzähler der heutigen Zeit die alten Geschichten von Neuem aus den Büchern klauben, um sie mit Herz und Seele mit anderen zu teilen, dann ist das ein Schritt in diese Richtung. Und wer weiss, vielleicht beginnt damit nicht nur die mündliche Kultur wieder zu leben, vielleicht findet so ja auch ein wenig Magie in unseren Alltag zurück.

Einige grundlegende Gedanken habe ich folgenden Quellen entnommen:

Heide Göttner-Abendroth, Gesamtwerk, insbesondere «Geschichte matriarchaler Gesellschaften und Entstehung des Patriarchats»; Verlag Kohlhammer, 2019

Harald Meller und Kai Michel «Das Rätsel der Schamanin. Eine archäologische Reise zu unseren Anfängen»; Verlag Rowohlt, 2022

Wer Freude hat an Geschichten und gerne einmal Reinhören möchte:

Im Erzählkalender der Märchenstiftung Mutabor finden Sie ein reiches Angebot an öffentlichen Erzählveranstaltungen

*www.maerchenstiftung.ch
Märchenveranstaltungen*

Spenden zur Pflege der Verbindung zum Verein FährFrauen

Von den FährFrauen Sabine Brönnimann und Evelyn Hartmann

Vor etlichen Jahren habe ich einen Vortrag von Marina Meneses besucht – einer Soziologin aus Juchitán; eben jener Stadt, die ich im vorangegangenen Artikel kurz erwähnt habe. In besonders lebendiger Erinnerung ist mir geblieben, wie die Juchitecos und Juchitecas auf den Einzug der Supermärkte reagierten. Dass die Qualität der Produkte nicht so gut gewesen sei wie auf dem Markt, das wäre noch das eine gewesen. Was weit schwerer wog, wie Marina Meneses erzählte, war die Frage, wer denn eigentlich die Besitzer dieser Läden sind und warum sie kein Fest ausrichten, um das, was sie über den täglichen Bedarf hinaus erwirtschaften, wieder in den Gütertausch der Gemeinschaft einzuspeisen. Viele hätten diese Läden dann gemieden, weil die Gegenseitigkeit fehlte – und das nicht nur wirtschaftlich, sondern auch sozial. Durch diesen Vortrag begann ich gänzlich neu über das Thema Vernetzung zu denken. Denn das, was ich bis dahin kannte, war mehr geschäftstüchtiges «Networking» im Eigeninteresse als eine ausgewogene Kommunikation von Geben und Nehmen auf Augenhöhe.

Im Verein FährFrauen sind wir mehrfach froh um diese wertschätzende Qualität der Vernetzung. Wir haben schon lange nicht mehr zu Kulturspenden zugunsten des Vereins FährFrauen aufgerufen – es war auch nicht nötig –, denn erfreulicherweise sind auch ohne unser Zutun immer wieder spontane Spenden zugunsten unseres kulturellen Engagements eingegangen. Der Vereinsvorstand und die Frauen aus dem Netzwerk bedanken sich ganz herzlich dafür! Wir haben mal berichtet, dass dem Verein ein Legat zugeflossen ist, wir haben also glücklicherweise ein sicheres Polster im Hintergrund. Aber wir möchten dieses Geld nicht einfach so im Alltag ausgeben, sondern für ganz spezifische Kulturprojekte – zum Beispiel zu unserem 20-Jahr-Jubiläum von 2024. Den laufenden Aufwand für die <FährFrauenPost>, für den FährFrauen Gesprächs-Treff, für die öffentlichen Rituale und zur Deckung der allgemeinen Grundkosten der Vereinsadministration möchten wir nicht nur aus den Reserven finanzieren. Darum erlauben wir uns, wieder einmal einen Spendenaufruf an alle unsere Freimitglieder zu machen. Auch Geld kann eine Form sein, um das eigene Interesse an den FährFrauen und die innere Verbundenheit mit dem Verein zum Ausdruck zu bringen – nicht nur im Sinne einer mündlichen Tradition, sondern in ganz konkreter Währung. Wir danken sehr herzlich!

Empfangsschein

Konto / Zahlbar an
CH39 0900 0000 8772 7122 7
FährFrauen
8427 Rorbass

Zahlbar durch (Name/Adresse)

┌

└

Währung Betrag

CHF

Annahmestelle

Zahlteil



Währung Betrag

CHF

Konto / Zahlbar an

CH39 0900 0000 8772 7122 7
FährFrauen
8427 Rorbass

Zahlbar durch (Name/Adresse)

┌

└

SeelenSingen im Jahreskreis

6. August 2023

Spaziergang im Wasserschloss

zur Zeit von Sichtelet

im Landschaftstrichter
von Aare, Reuss und Limmat

altes Frauenwissen ergründen,
schneiden, sammeln und bündeln



Treffen um 14.30 Uhr > auf dem
Parkplatz an der Aarebrücke nach
Vogelsang auf der Seite Lauffohr

Hinweise zum Weg > ab Bahnhof
Brugg mit dem Bus Nr. 360 Rich-
tung Bad Zurzach, Abfahrt um
14.05h, bis Lauffohr, Platten,
dort werdet ihr abgeholt

Dauer ca. 90 Min. Bei gutem
Wetter backen wir im Anschluss
Schlangensbrot über der Glut, wer
will bringt eigenes Picknick mit.

Die Aare eignet sich
an dieser Stelle gut
für ein erfrischendes
Bad im Fluss.

ein Kulturangebot
des Vereins FährFrauen
24hRuf 044 865 47 44
www.faeherfrauen.ch



Auf ähnliche Weise, wie sich hier
grosse Flüsse vereinen, bindet und
bündelt die Schnitterin zur Erntezeit
ihre Garben auf dem Feld. Unter
dem Schwemmgut dieser grossarti-
gen Landschaft graben wir eine
Fülle alter Geschichten und Sagen
aus. Die spirituelle Ernte verspricht
reich und nährend zu werden.